

Perspektiven

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **29 (2022)**

Heft 323

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wie wird man eine gute Schauspielerin?
Und wie vergisst man vor lauter Texten
den Rest der Welt nicht? Die Flaschenpost
aus Potsdam. Von Paula Schindler

44

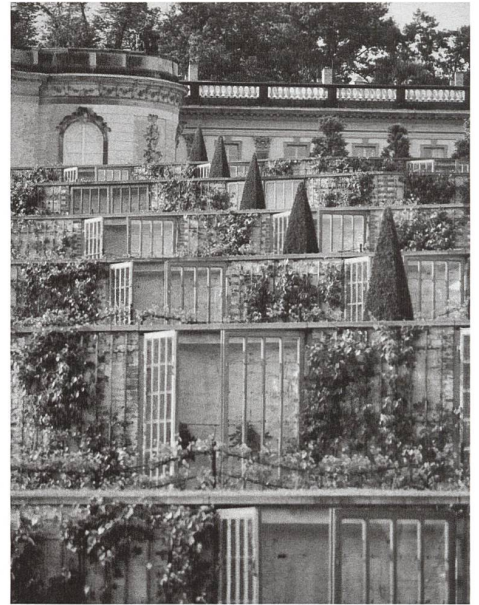
Am ersten Maker-Festival öffnen St.Galler
Ateliers und Hackerspaces ihre Türen und
laden zum Workshop. Teilen statt consu-
mieren, ist die Devise. Von Philipp Bürkler

46

30 Jahre Aida: Die Schule für fremd-
sprachige Frauen in St.Gallen blickt auf
eine bewegte Geschichte zurück.
Drei Auszüge aus der Jubiläumspublikation.

48

MIT TEXTEN UND MIT



Ich hasse telefonieren. Wirklich. Ich möchte in Kontakt bleiben mit meiner Schwester, meinen Eltern, meinen Freund:innen. Aber ich kann beim besten Willen nicht sagen, dass ich es genieße, stundenlange Telefonate zu führen. Ich kann nicht stillsitzen währenddessen. Ich weiss nicht, was es ist, aber sobald ich den Telefonhörer abhebe, wird bei mir ein Bewegungs- und Auf-Klebezettel-Kritzeldrang sondergleichen ausgelöst. Und wenn man sich dann zu einem Zoom-Dinner verabredet, so wie meine Schwester und ich das öfters machen, dann kann man sicher sein, dass irgendetwas mit der Verbindung schiefgeht. Deswegen freue ich mich, dass meine Schwester zu Besuch kommt.

Ich habe jetzt meinen eigenen Wohnungsgeruch. Keinen Herisau-daheim-Duft, keinen Seit-der-Kindheit-Waschpulver-Duft. Meinen selbstständigen, eigenen Geruch. Total unwichtig eigentlich, aber das erste, was meiner Schwester auffällt, als wir uns seit langem wieder sehen. Du hast den Geruch deiner Wohnung angenommen, sagt sie, als wir uns umarmen.

Ich habe jetzt auch einen eigenen Milchschaumer, das meistbenutzte und wichtigste Küchenutensil. Ich mag es, alleine zu wohnen. Auch wenn ich mich immer noch daran gewöhne, dass ich jetzt auch nachts um 3 duschen kann, wenn ich will.

Manchmal ist es sehr still. Vor dem Zubett-Gehen stelle ich mich meistens an die

grosse Fensterfront meines Wintergartens und schaue raus. Rechts von meiner Wohnung steht ein rotes Backsteingebäude, wunderschön und typisch für die Gegend in Potsdam. Eine ganze Sammlung von diesen Häusern findet man auch in einem der schönsten Viertel der Stadt, dem sogenannten Holländerviertel. Im Auftrag des preussischen Königs Friedrich Wilhelm I. wurde diese Winkelgasse 2.0 unter Aufsicht eines holländischen Baumeisters erbaut. Der Plan, holländische Künstler:innen durch diese Wohnmöglichkeiten hierher zu locken, scheiterte jedoch. Mittlerweile kommt es ab und an vor, dass ich mich in eines der Cafés setze, die sich dort eingemietet haben, anstelle des holländischen Kunstadels. Dann kontempliere ich gerne die Erlebnisse der letzten Tage oder versuche Theatertext zu lernen.

Auf den Spuren der Urgrossmutter

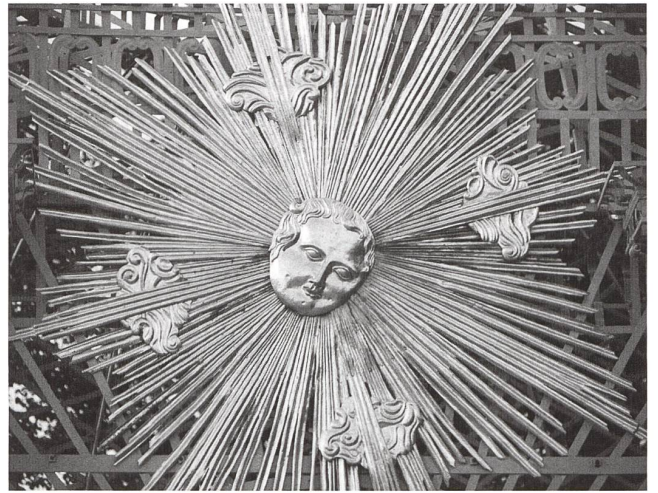
Vor ein paar Monaten habe ich angefangen, die Autobiografie meiner Urgrossmutter zu lesen. Wie der Zufall – oder was es auch immer da noch so geben mag – es will, hat auch sie bis zum Zweiten Weltkrieg hier in Potsdam gelebt und gewirkt. Der Schlosspark war gewissermassen ihr Garten, denn sie lebte in der Fasanerie im Park des Schlosses Sanssouci. Dem muss ich auf den Grund gehen und mache bei brandenburgischen 27 Grad im Mai den obligatorischen Tourist:innen-Spazier-

gang durch das langgestreckte, altbarocke Gelände. Die Parkanlage besteht überwiegend aus kleinen Wäldern und Wegen und ist jetzt im Frühling, der grünsten Zeit, bevor die Sommerdürre kommt, ziemlich eindrucksvoll. Die Anlage hat mehrere Pavillons, eine Weinbergterrasse, die Orangerie und natürlich Schlösser mit Steinfiguren, Marmorsaal und allem Drum und Dran zu bieten.

Während ich durch den Park schlendere, komme ich auch an einem blauen Pavillon mit Drahtverstreben vorbei. Ich bleibe davor stehen. Ich erkenne ihn, hier haben meine Eltern ihr Hochzeits-Daumenkino gedreht. Nicht zum ersten Mal wundere ich mich, dass mich meine Wege hierher geführt haben – bei all den Orten, an denen ich hätte landen können. Ich wurde hier an der Filmuniversität Konrad Wolf in Potsdam-Babelsberg aufgenommen. Ein gutes Jahr ist es nun her, dass ich meine Vorsprechrunde an allen möglichen Schauspielschulen in Deutschland, Österreich und der Schweiz gemacht habe. Und nun bin ich hier. Das ist ein gutes Gefühl. Als hätte sich alles irgendwie gefügt.

Trotzdem: Ich mache mir viele Gedanken über mich selbst. Nicht dass ich das nicht vorher schon gemacht hätte, aber durch das Schauspielstudium habe ich einen 24-Stunden-Blick auf mich selbst. An manchen Tagen mag ich mich. An manchen weniger. Meistens erfüllt mich das Unileben und das Studium. Aber manchmal ist es eine echte

FRAGEN IM BABELSBERGER PARK



Herausforderung. Dann zweifle ich daran, ob ich überhaupt irgendetwas kann. Ob mal was aus mir werden wird. Es gibt Tage, da habe ich Angst davor, dass ich das alles nicht schaffe. Dass ich einfach keinerlei schauspielerische Begabung, auch kein Arbeits- oder Verbesserungspotenzial habe. Das ist nicht immer leicht. Ich habe zum Glück Leute kennengelernt, die meine Gefühle und Ängste teilen. Und wir können darüber sprechen. Das macht es irgendwie leichter.

Sprachrohr sein für die,
die keine Bühne haben

Für Weltschmerz habe ich wenig Raum im Moment. Ich habe vor allem am Anfang der Ausbildung so wenig Nachrichten wie möglich gelesen, zum einen, weil ich keine Zeit, zum anderen, weil ich durch das die Psyche ausfüllende Studium auch keinen Platz hatte dafür. Dafür hörte ich ab und zu Podcasts oder Radio während dem Kochen. Trotzdem sehe ich es als meine Aufgabe, mir meiner künstlerischen Verantwortung bewusst zu sein. Das Sprachrohr für die zu sein, die keine Bühne haben.

Ich hatte kürzlich ein längeres Gespräch mit einem meiner Dozenten, der meinte, ich müsse aufpassen, nicht den Anspruch zu haben, mit dem Theaterspiel zu moralisieren. Dass es vielmehr darum gehe, Denkprozesse beim Publikum anzuregen, Fragen zu

stellen oder die Leute zum Fragenstellen anzustossen. Ich stimme sehr mit ihm überein, ich sehe das auch als Aufgabe der Kunst. Ist ja eben auch das Schöne daran, dass es nicht darum geht, abschliessende Antworten oder moralische Thesen auszuformulieren. Trotzdem finde ich, man muss als bearbeitende Künstlerin eine klare Haltung haben. Denn man hat die Ehre, ein Thema (sei es politisch, gesellschaftskritisch oder philosophisch) mit der Theaterkunst auf den Spielplatz der Kultur und des künstlerischen sowie gesellschaftlichen Diskurses zu tragen.

Deswegen probiere ich, mich trotz allem Stress in der Theaterblase nicht von den Ungerechtigkeiten und unfairen Systemen unserer Welt abzuwenden. Derzeit wohnt Masha, eine Ukrainerin, bei mir in meiner Eineinhalb-Zimmer-Wohnung. Sie ist Schauspielstudentin, so wie ich, und hat sich nach ihrer Flucht dazu entschlossen, nach Deutschland zu kommen, um ihre Ausbildung fortzusetzen. Unsere Universität hat insgesamt sechs Geflüchteten die Möglichkeit gegeben, weiter zu studieren, und sie in unseren Unterricht integriert. Der Unterricht ist jetzt auf Englisch, das ist eine Umstellung für uns alle, aber Theater funktioniert zum Glück über die Grenzen der Sprache hinaus.

Masha, die nun eine Bleibe für eine längere Zeit gefunden hat, wird in ein paar Tagen wieder ausziehen. Als sie die Entscheidung getroffen hat, hierher zu kommen, hat sie ih-

ren Freund, ihren Hund und ihre Familie vorerst zurückgelassen. Sie wirkt sehr gefasst, als sie mir davon erzählt, trotzdem ist das Thema Krieg wie eine schwarze Wolke, die unsere Mitstudierenden und uns immer wieder einholt. Immer wieder diese OHN-MACHT. Ohne Macht. Macht Angst.

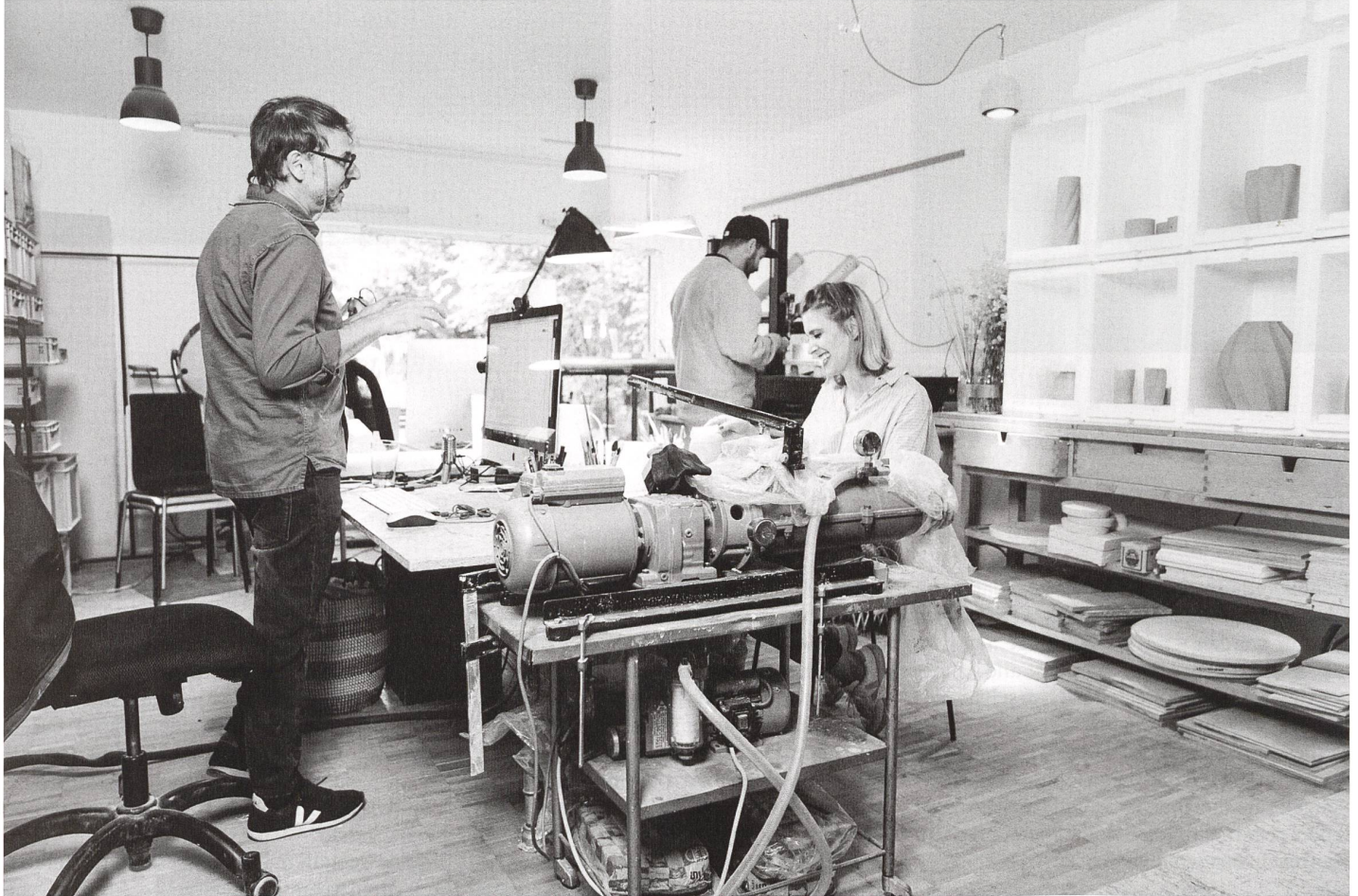
Und immer wieder ein Türmchen

Meine derzeitige Lektüre besteht aus antiken und modernen Theaterstücken (jede Woche ein neues) und Harry Potter oder etwas anderem Leichtem zum Einschlafen. Der Brandenburger Winter war grau und dunkel, aber jetzt, im Frühling, wenn das Wetter es zulässt, setze ich mich in den Babelsberger Park und lese oder meditiere. Der Babelsberger Park ist so riesig, dass ich mich fast jedes Mal darin verlaufe. Kleine Kieswege schlängeln sich über die Hügel, durch den Wald und die Wiesen, und immer wieder ragt ein Türmchen oder ein Schloss hinter der nächsten Biegung hervor. Links vom Park liegt der tiefe See. Der übrigens wirklich so heisst. Und jetzt warte ich auf den Sommer, um nach der Uni in den See zu springen und am späten Abend noch am Seeufer zu sitzen, um zu feiern oder nachzudenken.

Paula Schindler, 2001, ist Schauspielerin in Ausbildung und studiert an der Filmuniversität Konrad Wolf in Babelsberg, Potsdam. Sie ist in Herisau aufgewachsen.

VOM HEIMWERKER ZUM SPACE-WERKER

Selbermachen und teilen statt nur konsumieren: Das ist eines der Hauptanliegen des ersten Maker-Festivals «Make Things Anywhere». Am 11. Juni öffnen zahlreiche St.Galler Ateliers und Hackerspaces ihre Türen und bieten spannende Workshops an; für Szene-Nerds genauso wie für die interessierte Öffentlichkeit. Von Philipp Bürkler



Im Atelier Seremik an der St.Galler Fürstenlandstrasse wird mit Laser- bzw. 3D-Druck getöpft. (Bild: Donato Caspari)

Die Zahl ist erstaunlich. Allein in der Stadt St.Gallen gibt es fast 20 Ateliers, Hackerspaces, Labors und Werkstätten, die sich der sogenannten Maker-Szene zuordnen. In dieser Szene steht das Teilen von Tools und Knowhow im Zentrum. Die Spaces werden meist von einer kleinen Gruppe von Leuten ehrenamtlich und ohne kommerzielle Absichten betrieben, aus Leidenschaft zur Kreativität und Lust am Experimentieren. In St.Gallen zu finden sind beispielsweise eine Siebdruckwerkstatt, eine Tanzschule, ein Keramikatelier, ein Nähatelier oder ein Alchemielabor.

In der breiten Öffentlichkeit sind diese Orte aber noch eher unbekannt. Damit sich dies ändert und ein allgemeines Bewusstsein für die Maker-Kultur entsteht, vereint das St.Galler Start-up Make Things erstmals alle lokalen Spaces in einem Festival. «Make Things Anywhere» heisst die Veranstaltung am 11. Juni. Das Ziel ist es, die Orte aus der Nische zu holen. Eine Nische, die eigentlich längst Mainstream sein sollte, denn Teilen ist in einer Welt mit endlichen natürlichen Ressourcen eine Grundvoraussetzung für Nachhaltigkeit.

Durch die expansive Konsumkultur und das landesweite Aufpoppen zahlreicher Baumärkte in den vergangenen Jahrzehnten ist es

für viele Menschen völlig normal geworden, eine eigene Bohrmaschine, Schleifmaschine oder sogar einen eigenen 3D-Drucker zuhause stehen zu haben. Das Problem dabei: Ist die Arbeit getan oder die Lust am Heimwerken gar verpufft, stehen die Geräte oft ungenutzt im Keller und verstauben dort.

Wir-Gefühl und Community

Neben dem gestalterischen und handwerklichen Knowhow ihrer Macher:innen verfügen die Spaces in der Regel genau über solche Infrastrukturen: Werkzeuge, Maschinen, Materialien oder Arbeitsflächen. Diese Ressourcen gilt es mit anderen Menschen zu teilen.

Dabei werden Tools wie Bohrmaschinen, Zangen oder Sägen aber nicht einfach «ausgeliehen» oder gar gegen Geld «vermietet», um sie dann zuhause alleine im Kämmerlein zu verwenden. Im Gegenteil: Ziel der Maker- und Hacker-Szene ist es vielmehr, diese Tools auch gemeinschaftlich innerhalb der entsprechenden Spaces zu nutzen, also gemeinsam an einem Werk, einem Projekt oder einem Objekt zu arbeiten. Gewerkt wird nicht mehr wie früher traditionell

allein zuhause als «Heimwerker:in», sondern mit anderen Personen zusammen. Projekt-Mitinitiator Marcio Ferreira dos Santos erklärt es so: «Es geht nicht mehr um den «Heimwerker», sondern um den «Wirkwerker» oder den «Space-Werker» - Werkerinnen selbstverständlich mitgemeint.

Hacker- und Maker-Kultur

Zur DNA der Hacker-Kultur gehört es auch, nicht nur physische Werkzeuge zu teilen, sondern auch anderen den Umgang damit zu vermitteln. Die beste und teuerste Maschine bringt nämlich nichts, wenn sie falsch verwendet wird. Genauso wichtig in der Hacker-Kultur ist auch der Austausch von ideellen Werten sowie die Weitergabe von Skills und Wissen. «Hacker behalten ihr Wissen nie für sich selber. Niemand hat Anspruch auf ein Patent oder sogar die Absicht, mit einer technischen Entwicklung reich zu werden», erklärt Roger Berhalter, der beim Festival für die Öffentlichkeitsarbeit zuständig ist.

Die Maker- und Hacker-Szene hat ihren Ursprung in den USA. Dort haben kreative und technik-interessierte Menschen gegen Ende der 1970er-Jahre damit begonnen, sich in ihren Garagen, Kellern oder Hinterhöfen zu treffen, um gemeinsam zu basteln und zu experimentieren. «Hacken» bedeutet, nicht nur neue Technologien oder Dinge zu «erfinden», sondern bestehende Strukturen und Technologien für sich zu adaptieren, sowie diese neu- oder umzunutzen. Es geht also auch darum, Technologien für andere Zwecke zu verwenden, als dies von der Industrie ursprünglich beabsichtigt war.

Nerds beißen nicht

Mittlerweile ist die Maker- und Hacker-Kultur eine weltweite Bewegung, in deren Spaces nicht nur witzige Kunstprojekte oder neonleuchtende Pflanzen entstehen, sondern die auch von Unternehmen immer öfters als Experimentierfeld für Prototypen jeglicher Art genutzt werden. Während verschiedene Industriezweige und Unternehmen Maker- und Hackerspaces heute zunehmend kommerziell nutzen, haben sich die Spaces weltweit aber vor allem in verschiedene Subkulturen weiterentwickelt: vom Bio-Hackerspace, in dem die Genetik von Pflanzen verändert wird, zur Robotik-Werkstatt bis zur Schreinerei mit Laser-Cuttern oder der 3D-Druckerei. Auch in der Schweiz ist die Szene in den vergangenen Jahren stetig gewachsen. Die Plattform makethings.ch listet schweizweit knapp 60 Spaces auf.

Marcio Ferreira dos Santos hat die Plattform mitbegründet. Das vom Migros Pionierfonds unterstützte Start-up hat sich zum Ziel gesetzt, schweizweit alle Maker- und Hackerspaces untereinander zu vernetzen und ihre Angebote der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Interessant sei, so Ferreira dos Santos, dass sich immer mehr Menschen für die Szene interessierten, die eigentlich nichts mit der Materie zu tun hätten. Das Festival kommt also wohl zur richtigen Zeit und kann bestimmt allfällig bestehende Hemmschwellen gegenüber der verborgenen Subkultur abbauen.

Machen statt zuschauen

Tatsächlich denken noch immer viele Menschen im Zusammenhang mit «Hacking» oder «Making» an Nerds, die tage- und nächtelang in dunklen Kellern an irgendwelchen Geräten herumschrauben. Natürlich hat jeder Space seine eigene Zielgruppe und seine ganz spezifischen Nerds. Am Festival soll aber ein breites Publikum Zugang zu dieser meist unsichtbaren Kultur erhalten und dabei feststellen: Nerds beißen nicht. «Wir wollen Menschen mit verschiedenem Hintergrund zusammenbringen», erklärt Festival-Initiator Ferreira dos Santos.

Das Ziel sei es, möglichst viele Festival-Besucher:innen zu Teilnehmer:innen zu machen. «Sobald man etwas selber macht, stellen sich sofort auch andere Fragen», erklärt Ferreira dos Santos. Fra-

gen, die mit anderen Teilnehmer:innen und Space-Betreiber:innen diskutiert werden können.

«Machen» liegt bei einem Maker-Festival natürlich auf der Hand. Besucher:innen können deshalb aus einem breiten Angebot an Workshops auswählen, die von den einzelnen Spaces angeboten werden. Beispielsweise können Interessierte in einer Siebdruckwerkstatt Pizzaschachteln bedrucken, in einer Sandstrahlerei können Flaschen sandgestrahlt werden, in einem Hackerspace ein Roboter zusammengebaut oder am Computer virtuelle Objekte gestaltet werden.

Ein Highlight ist der Workshop in einer Töpferei. Dabei können die Teilnehmer:innen mit einem 3D-Drucker eine Keramikvase herstellen. «Das Töpfeln, ein uraltes Handwerk, wird mit dem 3D-Druck, einer der modernsten Fertigungstechniken, verbunden. Das ist eine spannende Kombination», erklärt Roger Berhalter begeistert.

Die meisten Workshops richten sich an Kinder, Jugendliche und Erwachsene jeglichen Alters, an Familien wie Einzelpersonen. Der Gedanke dahinter: Haben die Menschen die Orte erst einmal kennengelernt und «beschnuppert», kehren sie nach dem Festival eher zurück, um die Infrastruktur für ihre eigenen weiteren Projekte zu nutzen.

Skills und neue Freundschaften

Die St.Galler Maker-Szene um Marcio Ferreira dos Santos und Roger Berhalter, aber auch die globale Bewegung versteht sich als Gegenkonzept zur gängigen Konsumkultur und Wirtschaftsweise, die mit den endlichen Ressourcen des Planeten nicht kompatibel sind. Den nachhaltigen Gedanken der «Sharing Economy» verbinden die Hacker- und Maker-Spaces parallel auch mit dem sozialen Aspekt, der in der künftigen postmateriellen Gesellschaft genauso zentral sein wird für das Zusammenleben wie das Tauschen von Waren und Infrastrukturen selbst. Wer nämlich in einem der Spaces eine Maschine nutzt, trifft dort im Idealfall auf zwei oder drei Menschen, die dabei helfen, das eigene Projekt entweder weiterzudenken, oder gleich ein völlig neues Projekt gemeinsam zu entwickeln.

In der Hacking- und Maker-Community geht es also auch sehr stark um das Knüpfen neuer Beziehungen und das Festigen bestehender Freundschaften. Hacker- und Maker-Spaces des 21. Jahrhunderts sind gleichzeitig Orte für handwerkliche Skills und soziale Kompetenzen. Soziale Begegnungszonen und kreative Werkstätten, in denen die Welt von morgen bereits heute erprobt wird. Das Festival «Make Things Anywhere» bietet die ideale Gelegenheit, diese kreative Kultur näher kennenzulernen.

«Bei Aida habe ich Selbstvertrauen und Sicherheit gewonnen»

Zuzana Fabianová hat bei Aida den C2-Kurs besucht und 2021 die C2-Prüfung bestanden. Neben Slowakisch und Deutsch spricht sie auch Englisch.

Zuzana, was machst du jetzt – beruflich und privat?

Alles Mögliche. Langweile kenne ich nicht und auch wenn ich ohne meine Kinder bin, suche ich mir eine Beschäftigung. Ich bin Mutter von drei kleinen Kindern, ausgebildete Lehrerin, Servicemitarbeiterin in einer Bäckerei in Herisau und Betreuungsassistentin in der Tagesbetreuung der Stadt St.Gallen.

Wie und wo hast du Deutsch gelernt?

Mit Deutsch bin ich schon in der Slowakei in Kontakt gekommen. In der Schweiz habe ich zuerst eine andere Sprachschule besucht, aber erst bei Aida habe ich eine gewisse Menge an Selbstvertrauen und grössere Sicherheit gewonnen, um meine Sprachkenntnisse auszunutzen. Hier habe ich zwei Jahre lang Deutsch gelernt. Ich habe eine Herausforderung gebraucht, deshalb ist das C2-Niveau für mich ideal gewesen. Michaela (unserer Lehrerin) hat uns unterrichtet und sie hat mir und den anderen Teilnehmerinnen mit ihrer ruhigen, witzigen und entspannten Art viel beigebracht. Die Literatur, viele interessante Bücher und verschiedene Artikel haben mich mehr und mehr motiviert, bis ich mich für die C2-Prüfung angemeldet habe. Ich habe nicht nur das Zertifikat «Goethe C2» erhalten, sondern auch eine Menge Stolz, Selbstbewusstsein und Sicherheit bekommen.

Kannst du dich an deine erste Begegnung mit Aida erinnern?

Die erste Begegnung mit der Aida bleibt mir für immer in Erinnerung, weil ich ganz viele gemischte Gefühle gehabt habe. Vorfreude, Anspannung, eine gewisse Nervosität und auch eine grosse Erwartung habe ich gespürt.

Du bist nicht mehr bei Aida. Was bleibt dir in Erinnerung?

In meiner Erinnerung bleibt viel, weil ich mich auf jede Lektion gefreut habe. Speziell für mich ist die Besichtigung des Landesmuseums in Zürich gewesen. Interessant und sehr lustig habe ich auch zwei Abschlusstreffen im Restaurant gefunden.

In welchen Situationen ist Deutsch eine schöne Sprache?

Für mich sind das die Momente mit meinen Kollegen bei der Arbeit, wenn wir grossen Spass haben und viele Witze trotz des Stresses und Anspannung erzählen können.

Wie sieht Aida in 30 Jahren aus?

Das ist eine interessante Frage und um sie zu beantworten, könnte ich vieles sagen. Wichtig ist, dass Aida bleibt, wie sie ist: eine Sprachschule mit Herz. Ich sehe sie weiter als ein Haus voller Freundlichkeit, Offenheit und als eine Institution, die neue Türen für viele Frauen öffnet. Ich möchte nicht, dass sich diese Schule ändert, sondern erweitert und vergrössert. Sie hat ein grosses Potenzial und bietet viele interessante Kurse für Frauen aus der ganzen Welt. Ich sehe Aida als eine grosse Schule in ihrem eigenen Gebäude mit vielen glücklichen Kursleiterinnen und zufriedenen Teilnehmerinnen.

«Deutsch zu können, ist der Schlüssel zum Verständnis dieses Landes»

Hallo, mein Name ist Sandra Ramirez und ich komme aus Mexiko. Meine Muttersprache ist Spanisch und ich lebe seit 2001 in der Schweiz. Wie viele Menschen verstand ich damals keinen Tropfen Deutsch. Anfangs war es sehr schwierig für mich, diese Sprache zu verstehen, obwohl ich sie nie als «hässliche» Sprache betrachtete, aber es war schwierig für mich, ihre Struktur zu verstehen.

Die Wörter sind mir immer auf Englisch eingefallen und ich wollte, dass mich alle verstehen, nur weil ich gut Englisch konnte. Aber mit der Zeit wurde mir klar, dass es wichtig ist, Deutsch zu lernen, nicht nur um in die Arbeitswelt einzusteigen, sondern auch, um mit Einheimischen zu sprechen, obwohl der Dialekt hier die Sprache ist. Deutsch zu können, ist der Schlüssel zum Verständnis dieses Landes, denn eine gute Mehrheit spricht diese Sprache. Ich glaube, ich studiere seit 2006 bei Aida und habe auf dem Niveau A1 angefangen, den B1-Kurs vielleicht drei Mal wiederholt und sehr lange Pausen gemacht, da ich während dieser Zeit Aushilfsjobs hatte. Dort habe ich Deutsch gelernt, obwohl mir die Grammatik fehlte. An dieser Schule gefällt mir, dass es eine sehr grosse kulturelle Vielfalt gibt. Ich persönlich habe Menschen in verschiedenen Situationen kennengelernt, die ganz andere Bedürfnisse haben als ich. Das bereichert meine Person.

Die Lehrerinnen bei Aida sind Frauen, die sehr erfahren im Umgang mit Frauen unterschiedlicher Nationen und Status sind, was mich sehr verwundert, da man sie anderswo nicht findet.

Ich lerne immer noch Deutsch, was zum Glück nicht mehr so kompliziert ist wie am Anfang, obwohl ich immer noch Probleme habe, die Grammatik zu verstehen. Ich habe immer noch den Wunsch, zu lernen, ohne mich darum zu kümmern, ob ich wiederhole oder meine Aufgaben nicht richtig sind. Aida-Mitarbeiterinnen ist bewusst, dass es nicht für alle einfach ist, diese Sprache zu verstehen und zu sprechen. Die Schulgebühren sind erschwinglich, das gefällt mir.

Ich hoffe, dass diese Schule weiterwächst, damit viele von uns keine Kommunikationsprobleme haben. Ich wünsche Aida viele Erfolge zum Jubiläum und muss sagen, dass wir in St.Gallen Glück haben, eine solche Schule zu haben, weil ich glaube, dass es in der ganzen Schweiz keine gemeinnützige Frauenschule gibt.

Herzlichen Glückwunsch, Aida!

Zuzana Fabianová kommt aus der Slowakei und lebt seit 2013 in der Schweiz. Sie ist ehemalige Kursteilnehmerin bei Aida.

Sandra Ramirez, Kursteilnehmerin bei Aida, lebt seit 21 Jahren in der Schweiz und lernt momentan auf dem B2-Niveau. Sie ist alleinerziehende Mutter von zwei (erwachsenen) Kindern und arbeitet als Serviceangestellte.

30 JAHRE AIDA

«Sprache ist ein Schlüssel. Wer ihn besitzt, dem eröffnen sich neue Möglichkeiten: Im Austausch mit Nachbar:innen, beim Elterngespräch, auf dem Arbeitsmarkt. Mit dem Spracherwerb stärken die Frauen sich selbst, ihre Integration und Selbständigkeit.»

Mit diesen Worten begrüsst Franziska Ryser, Präsidentin des Vereins Aida, die Leser:innen der Jubiläumszeitung. Aida feiert

in diesem Jahr ihr 30-Jahr-Jubiläum mit einer Festschrift und einem Sommerfest im September im St.Galler Stadtpark. Zu Wort kommen in der Jubiläumszeitung neben Kursteilnehmerinnen und Mitarbeiterinnen auch die beiden Co-Geschäftsleiterinnen Brigitte Eigenmann und Monica Eigenmann sowie die Gründerin und langjährige Geschäftsleiterin Irma Iselin. Hier drei Texte als Vorabdruck.



«Am liebsten mit einer Leuchtreklame am Hauptbahnhof!»

Das Interview mit Aida-Gründerin Irma Iselin, Schul- und Geschäftsleiterin von 1992 bis 2016.

Wie kam es dazu, dass 1992 Aida entstanden ist?

Irma Iselin: Als ich in den Achtzigerjahren im St.Galler Frauenhaus arbeitete, fielen uns die zahlreichen Frauen anderer Muttersprachen auf, die nicht wirklich gut oder gar nicht lesen und schreiben konnten, auch in ihrer eigenen Sprache nicht. Im oft hektischen und herausfordernden Berufsalltag blieb es allerdings lediglich bei Ideen, diesen Fragen gezielt nachzugehen. Meine nächste Anstellung war dann in der «Arbeitsgemeinschaft für Ausländerfragen», wo ich für den Bereich Frauen- und Schulfragen zuständig war. Da merkte ich, die Zeit ist gekommen, Analphabetismus, Lese- und Schreibschwäche zum Thema zu machen.

Wie waren die Anfänge? Wo war die Aida, wer war in der Aida?

Ich traf auf Bernadette Bachmann, angehende Sozialpädagogin. Sie realisierte bereits im Schulhaus Blumenau Integrationsdeutschkurse für Frauen und Männer aus anderen Ländern. Sie erarbeitete Inhalte und Umsetzung selber, da wenig Lehrmittel vorhanden waren, auf die sie hätte zurückgreifen können. Etwa zeitgleich fragte ich Antoinette Maurer an, sie war

Fremdsprachenlehrerin für Erwachsene, ob sie sich vorstellen könnte, einen Kurs für Analphabetinnen aufzubauen und durchzuführen. Antoinette Maurer starteten mit fünf Frauen aus verschiedenen Herkunftsländern, die ich aus dem Frauenhaus kannte und zu einem unverbindlichen Tee eingeladen hatte. Es war eine grosse Aufgabe, die Frauen zu ermuntern, ihnen Mut zu machen, sie in ihrem Lerntempo zu begleiten.

Wieder zeitgleich meldete sich die Sekundarlehrerin Bea Weder bei mir. Sie wollte gerne im Heimatschulhaus einen Deutschkurs für Frauen aus dem Quartier anbieten. Das Bedürfnis war gross, aus dem geplanten Kurs wurden sofort drei und wir erhielten viel Hilfe bei der Werbung durch das Pfarramt und das Schulhaus selbst.

Antoinette Maurer hatte dann die Idee, eine Schule zu gründen. Ihrem Impuls verdankten wir etwas später zudem den findigen Namen A.I.D.A. - «Alphabetisierung, Integration und Deutsch für Ausländerinnen». Inzwischen hatten wir noch weitere dezentrale Kurse in der Missione Cattolica aufbauen können und das Team vergrösserte sich mit Daniela Hutter und Evelyne Angehrn. Da Frauen weltweit weniger Bildung erhal-

ten als Männer und ihnen mit Frauenkursen der Einstieg einfacher fiel, fokussierten wir unser Tun von Anfang an auf die Gründung einer Frauensprachschule und gaben uns damit ein Profil. Wichtig war immer, dass alle Teamfrauen, die schon dabei waren oder später dazukamen, auf entsprechende Ausbildungen zurückgreifen und damit auf einem beruflichen Fundament aufbauen konnten und wir, wenn auch bescheiden, von Anfang an bezahlte Arbeit leisteten.

1992 gründeten wir dann den Trägerverein unter dem Namen A.I.D.A.. Wir mieteten die ersten Räume in der Wassergasse 1, wo jetzt das Kongresszentrum des Hotels Einstein steht: einen Kursraum so gross wie ein Leintuch, ein Sekretariat so gross wie ein Handtuch. Mit geschenkter Infrastruktur, einem ersten Flyer, einer analogen Telefonleitung und einer Kugelkopfschreibmaschine startete die Schule A.I.D.A.. Neben Vereinsmitgliedschaften, die wir aus unserem beruflichen und privaten Umkreis angeworben haben, kam auch eine erste, sehr grosse anonyme Spende. Das war der ultimative Kick, auf diesem Weg weiterzumachen.

Hast du damals gedacht, dass es die Schule in 30 Jahren noch gibt? Welche Zukunft hast du dir für Aida vorgestellt?

Nein, wirklich gedacht haben wir das so nicht. Es war allerdings immer ein Wunsch und ein Ziel, etwas zu realisieren, das Bestand und Zukunft hat. Wir wollten nicht nur ein Projekt, wir wollten eine Schule sein und gross werden. Am liebsten mit einer Leuchtreklame am Hauptbahnhof! Projekte für Frauen gab es viele und dass daraus Institutionen werden können, haben uns andere vorgemacht, wie das Frauenhaus, die Wyborada, das Archiv für Frauen- und Geschlechtergeschichte oder Angebote wie die Frauenbeiz und der Frauenpavillon. Nicht zu vergessen: Die bereits etablierten Institutionen im Bereich Frauen, Familien und Kinder wurden wertvolle, zuverlässige Partnerinnen in der Aida-Entwicklung. In den Neunzigerjahren sind der Antirassismustreff und das CaBi entstanden, es gab viel Bewegung bei Caritas, Heks, dem Solidaritätsnetz und gegenseitige Unterstützung bei Angeboten und Hilfestellungen für fremdsprachige Menschen.

Was hat sich verändert in den Jahren? Welches waren die grössten Herausforderungen?

Herausforderungen gab es zahlreiche: Wir führten viele Diskussionen über Begrifflichkeiten und Stigmatisierungen im Namen der Schule. Es gab inhaltliche und strukturelle Entwicklungen, Arbeitsteilung und Spezialisierung wurden immer wichtiger. Der Umzug in grössere, hellere Räume am Oberen Graben eröffnete uns die Möglichkeit, Zusatzangebote zu schaffen. Hier war Franziska Bürkler federführend. Das Lernstudio wurde von ihr erfunden und Aida wurde unter ihr auch ein Prüfungszentrum für telc-Prüfungen, ausserdem entstand unter ihrer Leitung der Fachbereich Kurse. Immer drängender wurde zudem, das Angebot auch für Kinder zu öffnen. So entstand unter der Leitung von Franziska Bürkler und Anita Sonnabend die erste Kindergruppe, die Zusammenarbeit mit den Kindergärten und mit der Stadt. Damit war in der Folge auch der Kinderbetreuung während der Unterrichtsstunden Tür und Tor geöffnet. Passende Räumlichkeiten zu finden, war eine weitere Herausforderung.

Kurz nach der Jahrtausendwende erhielt Aida vom Kanton St.Gallen den Auftrag, flächendeckend in allen Gemeinden Deutschkurse zu installieren, zu begleiten und zu beraten. Damit wurde uns eine wunderbare Herausforderung beschert und das «Kompetenzzentrum für fremdsprachige Mütter» wurde gegründet, welches Bernadette Bachmann zwei Jahrzehnte lang

leitete und zu einem Dreh- und Angelpunkt für Kursteilnehmende, Kursleiterinnen und Verantwortliche in den Gemeinden machte. Eine stets parallel mit allen Entwicklungen und Ideen laufende Herausforderung und Sorge war – wie könnte es anders sein – die Geldmittelbeschaffung. Der Vereins- und Betriebsumsatz stieg von 50'000 Franken in den Anfängen auf über 1 Million zu dem Zeitpunkt, an dem ich die Aida-Leitung in die Hände von Brigitte Eigenmann legen konnte. (...)

Welches ist dein persönlicher «Lieblingssmoment» in der Geschichte der Aida?

Unsere Idee ganz am Anfang war die «Neonreklame am Bahnhof». Dieser kamen wir zum Greifen nahe, als wir die Räume an der Merkurstrasse mieten und nach den Bedürfnissen der Kursteilnehmerinnen, der Kinder und der Mitarbeiterinnen umbauen durften. Das war ein Moment, wo ich dachte, dass ich an meinem Ziel angekommen bin. Dazu kommen viele weitere Highlights: Der lebhaft betrieb mit den zahlreichen, tollen Frauen aus aller Welt, die springenden, hüpfenden Kinder im Korridor, die treuen Begleiterinnen, mit denen viele Freundschaften entstanden sind, und die beste Übergabe, die man sich vorstellen kann an die neue Schulleiterin von Aida, Brigitte Eigenmann.

Was ist das erste Bild, das dir in den Sinn kommt, wenn du an deine Aida-Zeit zurückdenkst?

Die Vereinsgründung in der Missione Cattolica, die Verabschiedung der ersten Statuten und das viele Lachen, nicht nur wegen des Rotweins.

Was wünschst du der Aida?

Dass sie die beste Schule für fremdsprachige Frauen und Kinder mit den besten Mitarbeiterinnen bleibt, dass sie immer so viel Geld hat, um keine Existenzängste haben zu müssen und immer so viel Mut, Esprit, Atem und Innovation, um weiterzuleben und erfolgreich zu bleiben.

Bitte beende diesen Satz: «Die Aida ist...»

... eine Schule, die, gäbe es sie nicht, erfunden werden müsste!

Wenn die Aida eine berühmte Persönlichkeit wäre: Wer wäre sie und warum?

Was liegt näher als Verdis Aida selber. Ihre Geschichte war auch ein Grund für unseren Namen. Eine Persönlichkeit, die gegen ihren Willen von Äthiopien nach Ägypten reisen muss und sich in der Fremde mit allen Herausforderungen wiederfindet.

Der Verein Aida (ursprünglich Alphabetisierungs-, Integrations- und Deutschkurse für Ausländerinnen) wird 1992 gegründet. Zehn Jahre später erhält Aida vom Kanton einen Leistungsauftrag, um Gemeinden beim Aufbau von Deutschkursen zu unterstützen und die Sozialistische Bodenseeinternationale verleiht Aida erstmalig den «Prix Wasserfrau», eine Auszeichnung für erfolgreiche Projekte der Frauengleichstellung in der Region Bodensee. 2006 ist Aida ein offizielles telc-Prüfungszentrum und bietet auch erste Kurse für Kinder an. 2014 bezieht Aida neue Räumlichkeiten an der Merkurstrasse 2 in St.Gallen. Seit 2021 wird Aida von Brigitte Eigenmann und Monica Eigenmann geleitet, letztes Jahr wurden neue Angebote lanciert, darunter Lerncoachings, Standortgespräche, Alltagsberatung und eine Agentur für einfache Sprache.

Aida in Zahlen:

Beim Start 1992 gab es bei Aida ein Schulzimmer, fünf Kursleiterinnen und eine Geschäftsleiterin, heute beschäftigt Aida zwei Geschäftsleiterinnen, 22 Kursleiterinnen, zwei Administrativpersonen und zwei Fachbereichsleiterinnen. Mittlerweile gibt es sieben Schulzimmer, zwei Caféterias und zwei Räume für Kinderkurse. Der Jahresumsatz ist von 50'000 Franken (1992) auf heute knapp 1,4 Millionen Franken gewachsen. Momentan besuchen 258 Frauen und 61 Kinder pro Woche einen Aida-Kurs.

Jubiläumfest 30 Jahre Aida: 18. September, Stadtpark St.Gallen. Die Jubiläumspublikation ist ab dem 21. Juni erhältlich.

aidasg.ch